

Kontakten nutzen, mit eigenen Augen sehen, und aufzeichnen was Nachbarn, Freunde und zufällige Bekannte im sprichwörtlichen Eifer des Gefechts äußerten, wie sie die Ereignisse erlebten, interpretierten, duldeten – und damit erst ermöglichen.

Die nächsten drei Kapitel verdichten und vertiefen diese dichten ethnographischen Eindrücke und arbeiten schrittweise auf Ghassem-Fachandis Kernthese hin. Sie behandeln die Mechanismen der Entmenschlichung, die Rolle von Ekel und Faszination des Fleischessens darin, und schließlich die Neuinterpretation von *ahimsa* im „vibrant vegetarian Gujarat“ unserer Zeit (so die Überschrift von Kapitel sechs). Die letzten beiden substantiellen Kapitel behandeln die räumliche Dynamik des Pogroms sowie die Rolle des Staates – und schließen damit an andere Bücher zum Thema an. Schließlich blickt Ghassem-Fachandi in einem „post-script“ aus heutiger Sicht zurück auf die Zeit seiner Feldforschung – und stellt ernüchtert fest, dass der kulturelle Nährboden des Pogroms und die Komplizenschaft, die ihn erst ermöglichte, nach wie vor virulent sind – auch wenn endlich die ersten juristischen Urteile fallen.

Die vorliegende Studie ist eine detaillierte, empirisch wie analytisch überzeugende und damit kaum zu ignorierende Intervention in vorherrschende Diskurse zu Hindu-Nationalismus und anti-muslimischen Ausschreitungen in Indien. Zu oft und zu voreilig werden diese in Indien selbst wie in der internationalen wissenschaftlichen Diskussion auf „die Politik“ geschoben, deren Wahlkampf-Kalküle „die Religion“ kapern und instrumentalisieren und so zu bedauerlichen, aber letztlich nicht weiter beunruhigenden Gewaltausbrüchen beitragen. Basierend auf einmaligen ethnographischen Erfahrungen und origineller wie präziser Analyse schafft Ghassem-Fachandi es, dieser unzulässigen Vereinfachung einen wichtigen Riegel vorzuschieben – die zweite große Stärke seines Buches. „Pogrom at the deep end of non-violence“ ist ein Werk, an dem die Disziplin

auf lange Zeit nicht vorbeikommen kann – und eine große Bereicherung für einen oft all zu flachen, vergruppelnden und wenig nachdenklichen Diskurs.

Raphael Susewind

Jürgen Lüft:

Das moderne Indien 1498–2004

München: Oldenbourg Verlag, 2012 (Oldenbourg Grundriss der Geschichte, 40). 277 S., EUR 34,80

Mit dem Band „Das moderne Indien 1498–2004“ in der Reihe „Oldenbourg Grundriss der Geschichte“ hat der Verlag einen weiteren wichtigen Schritt in Richtung Universalgeschichte getan. „Mit ihrem Ziel, Wissen zu vermitteln, als auch zu selbstständigen Studien und zu eigenen Arbeiten anzuleiten, wendet sich die Reihe in erster Linie an Lehrer und Studenten der Geschichte. Die Autoren der Bände haben sich darüber hinaus bemüht, ihre Darstellung so zu gestalten, dass auch der Nichtfachmann, etwa der Germanist, Jurist oder Wirtschaftswissenschaftler, sie mit Gewinn benutzen kann“ (S. IX). Damit haben die Herausgeber in ihrem Vorwort das Ziel des Veröffentlichungsvorhabens klar umrissen. Es enthält im wesentlichen drei Teile, nämlich I Darstellung (S. 1–124), II Grundprobleme und Tendenzen der Forschung (S. 125–194), und III Quellen und Literatur (S. 195–246), gefolgt von einem Anhang mit Abkürzungen, Karten, Zeittafel und Glossar sowie je einem Personen-, Autoren- und Orts- und Sachregister. Der Band ist eine willkommene Ergänzung der noch überschaubaren Zahl von einführenden Werken und vertiefenden Überblicken zur neueren indischen Geschichte in deutscher Sprache.

Das zunehmende Interesse an dieser bald bevölkerungsreichsten Region der Erde gilt auch ihrer Geschichte. Im Gegensatz zu den frühen Bänden der Reihe, wird es für viele Leser das erste Buch zum Thema indische Geschichte sein. Sie werden auf wenig Vorwissen zurückgreifen können. Den Grund

nennt Lütt einfach und lakonisch: „Die indische Geschichte gehört nicht zum traditionellen Kanon der Weltgeschichte, wie sie seit dem 19. Jh. in Europa gelehrt worden ist. [...] Alte Geschichte bedeutet Griechenland und Rom, Mittelalter heißt Italien und Europa nördlich der Alpen, die Neuzeit spielt sich in Mittel- und Nordwesteuropa ab, das sich zur ‚westlichen Welt‘ ausweitet“ (S. 125). Da sich das Werk mit dem von Hermann Kulke verfassten Band derselben Reihe (*Indiens Geschichte bis 1750*, Band 35, 2005) zeitlich überschneidet, beschränkt sich Lütt in der Periode bis zum Beginn kolonialer Territorialherrschaft in Indien, den er mit der Schlacht bei Plassey 1757 ansetzt, auf die Aktivitäten der europäischen Kolonialmächte, meist in den Küstenstädten. Auf die politische und technische Entwicklung Indiens blieben sie bis zur Mitte des 18. Jh. ohne weiteren Einfluss; in Europa wurde dagegen die Entdeckung des Seewegs nach Indien sofort als historische Zäsur verstanden (S. 3). Dass England die Vorherrschaft in Indien erlangen konnte, lag nicht nur an den politischen Entwicklungen in Indien, sondern auch denen in Europa, zumal im 17. und 18. Jahrhundert. Ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert spielten vermehrt demographische, technologische, ökonomische und soziale Faktoren eine Rolle. Diese Zusammenhänge auf wenigen Seiten herausgearbeitet zu haben, kann nicht genug gewürdigt werden. Da aber Indiens Geschichte schon so lange mit der übrigen Welt, namentlich des südlichen Asiens und Europas, verbunden ist, ist sie stets im internationalen Kontext zu sehen.

Den weitesten Raum des ersten Teils nimmt die Zeit von der Eroberung Bengalens bis zur indischen Unabhängigkeit ein. Die Rückbesinnung Indiens auf seine eigene Geschichte und Kultur und die Unabhängigkeitsbewegung und ihre führenden Persönlichkeiten, zumal Mahatma Gandhi, stehen im Mittelpunkt. Der letzte Abschnitt gilt Indien seit der Unabhängigkeit. Während Indien bis dahin als geographische Bezeichnung eines nicht näher abgegrenzten Raumes

bzw. als Britisch-Indien (und seiner Expansion in Richtung Nepal, Afghanistan und Birma) erscheint, erfolgt ab 1947 die Beschränkung auf die Indische Union, wie in so vielen anderen Werken auch. Lütt berührt dieses Problem im Abschnitt „Moderne Geschichte Südasiens als neue akademische Fachrichtung“ (S. 126–128): „[...] sehen die Indien-Historiker die indische Geschichte als Vorgeschichte des heutigen Indiens. Ihr Interesse geht über Hindu-Indien hinaus, es ist daher eine Geschichte des ganzen ‚Südasiens‘, zu dem Muslim-Indien samt seinen heutigen Staaten Pakistan und Bangladesch und das durch die Kolonialzeit geprägte moderne Indien gehören“ (S. 127). Dass sich Lütt trotz dieses Plädoyers auf die Indische Union beschränkt, mag an den Vorgaben der Herausgeber liegen, obwohl mehr als ein Zehntel der Bevölkerung „Hindu-Indiens“ keine Hindus sind, und indische Politiker gerne Ihren westlichen Nachbarn mit der Behauptung ärgern, dass es in Indien mehr Muslime gäbe als dort. Sri Lanka hat in diesem Konzept keinen Platz und findet nur mit der missglückten indischen Militärintervention Erwähnung. So widerspiegelt das Werk die in Indien vorherrschende Innensicht des Landes. Auf die Teilung Indiens 1947 und den Kaschmir-Konflikt geht der Autor ausführlich und unparteiisch ein.

Mit der Eroberung Indiens einher ging die Entdeckung seiner Geschichte und Kultur, deren Schilderungen sofort in Europa begierig aufgenommen und interpretiert wurden. Die Etablierung der Indologie und der Indogermanistik fallen in die Periode der Romantik, einer Rückbesinnung auf die eigene (nationale) Geschichte und die Suche nach gemeinsamen kulturellen und ethnischen (Arier-)Wurzeln. Die Kolonialmacht, eine bis zu ihrem Zusammenbruch 1858 privatwirtschaftlich organisierte und auf Gewinn ausgerichtete Handelsgesellschaft, die East India Company, entschloss sich dagegen zu einer Anglisierung der indischen Gesellschaft, indem sie 1835 Englisch anstelle von Persisch zur Amtssprache erhob. Diese

Regelung traf vor allem die bis dahin herrschende muslimische Oberschicht, die sich der Neuerung verweigerte. Inwieweit diese Entscheidung die Entfremdung der beiden größten Religionsgemeinschaften als erster Akt eines *Divide et impera* einleitete, ist Gegenstand einer intensiven Diskussion, nicht nur unter Historikern, und wird von ihren Verfechtern in einer langen Reihe von Aktionen der Kolonialregierung gesehen (Entscheidung für Hindi in der Devanagari-Schrift, Teilung Bengalens 1905, getrennte Wählerschaften, „gelistete“ Kasten und Stämme), die zu einer Schwächung der Muslime führte, die sich erst recht unter den Schutz der Kolonialmacht stellten.

Der Teil „Grundprobleme und Tendenzen der Forschung“ folgt nur bedingt dem chronologischen Schema des ersten Teils: Im einzelnen werden die folgenden Fragenkomplexe abgehandelt: Grundlagen, Schulen der Indien-Geschichtsschreibung, der Estado da India, die nordeuropäischen Ostindien-Kompanien, das 18. Jahrhundert in Indien, die Entdeckung des alten Indiens und seine Folgen, „Zeitalter der Reform“ und „Bengalische Renaissance“, der indische Aufstand, Wurzeln und Charakter der indischen Nationalbewegung, die Dekolonisation Indiens, die Teilung Indiens, Bilanz der Kolonialherrschaft, Historiographische Probleme des unabhängigen Indiens.

Für die neuere und neueste Geschichte sind viele Quellen noch verschlossen. Dies gilt zumal für die Teilung Indiens und Kaschmirs. In vielen Fällen ist das Material auch gar nicht bekannt. Dies gilt vor allem für private Sammlungen und Archive in orientalischen Sprachen. Der letzte Teil „Quellen und Literatur“ ist eine unkommentierte Bibliographie in zwei Teilen. Die Quellen sind eingeteilt in: zeitlich übergreifende Quellensammlungen, europäische Quellen für den Zeitraum 1498 bis 1757, die englische Ostindien-Kompanie 1600–1858, Indien als Teil des britischen Kolonialreichs 1858–1947, die Anfänge des modernen Indiens: Religiöse und soziale Reform, die

indische Nationalbewegung 1885–1947 und Indien seit 1947. Die Einteilung der Abhandlungen folgt in groben Zügen dem Aufbau des Teiles „Grundprobleme und Tendenzen der Forschung“. Die detaillierten Register erfassen nur den Textteil des Bandes. Das Auffinden der Werke, die im Text angesprochen werden, erfolgt über die tiefgestaffelte Dezimalklassifikation des Teils „Quellen und Literatur“; dort sind auch Themenkreise und Werke aufgeführt, die sonst nicht erschlossen sind (z.B. 2.10.2.7 M. Iqbal).

Das Werk ist die Quintessenz der Arbeit des vormaligen Professors für Moderne Geschichte und Gesellschaft Südasiens an der Humboldt-Universität zu Berlin. Es war ihm vergönnt, es vor seinem Tode im Jahr 2012 abzuschließen und das Buch in seinen Händen zu halten (vgl. auch den Nachruf in diesem Heft). Der erste Teil des Buches ist eine komprimierte Historiographie, die einen ersten Einstieg in die komplizierte Materie erlaubt. Der zweite Teil bietet eine Verknüpfung zu den vielen Themen, die mit Indien verbunden wurden, von den Klassikern der ökonomischen Theorie (Smith, Ricardo, Marx, Mill), über die deutsche Romantik, die Kolonialismus- und Orientalismus-Debatten bis zum Hindu-Nationalismus. Lütt ordnet sich keiner der herrschenden „Schulen“ von Geschichtsauffassung und Interpretation zu und versucht die divergierenden Meinungen zu ergründen, besonders im Abschnitt „Schulen der Indien-Geschichtsschreibung“ (S. 128–143). Der Umstand, dass er nicht nur Geschichte, sondern auch Indologie studiert hatte und mehrere Jahre in Indien lebte und arbeitete, erforderte geradezu die kritische Distanz des Autors. Sein Interesse galt mehr der Religion und der Politik. Auf die wirtschaftlichen Faktoren geht er nur gelegentlich ein: Die verheerende Bengalische Hungersnot von 1770, die am Anfang der britischen Territorialherrschaft steht und zur ständigen Grundsteuerveranlagung von 1793 mit allen ihren unheilvollen Konsequenzen für die Agrargesellschaft führte, findet keine Erwähnung. Damals, wie

auch während der Großen Bengalischen Hungersnot von 1943 am Ende der Kolonialzeit, die keineswegs allein „durch die speziellen Kriegsumstände ausgelöst“ (S. 182) wurde, ging es darum, dass die Kolonialmacht keine Verantwortung übernahm und die Opfer sich weitgehend selbst überließ.

Das Buch ist flüssig geschrieben und gut lesbar, gerade weil der Autor nicht jeder sich anbietenden Verästelung folgt. Besonders hervorzuheben sind die Abschnitte über die Wiederbesinnung Indiens auf seine Geschichte, die Unabhängigkeitsbewegung, die Orientalismus-Debatte und die Modernisierung-Diskussion, die zur Diskussion anregen. Das Buch ist allen an Indiens moderner Geschichte Interessierten empfohlen; für Studenten und Historiker wird es für viele Jahre ein Standardwerk sein.

Wolfgang-Peter Zingel

Jakob Rösel: Pakistan. Kunststaat, Militärstaat und Krisenstaat

Münster: LIT, 2011. 110 S., EUR 19,90

Eine Atommacht, ein Rückzugsort für Terroristen, ein Partner der USA im Krieg gegen den Terrorismus, ein zentrales Puzzlestück für die Stabilisierung Afghanistans – Schlagwörter für Pakistan lassen sich viele finden. Rösel erzählt die Geschichte Pakistans seit der Unabhängigkeit 1947 unter den drei titelgebenden Oberbegriffen „Kunststaat, Militärstaat und Krisenstaat“. Sein Narrativ setzt mit der Unabhängigkeitsbewegung in den 1930er Jahren und der Gründung des Kunststaates Pakistan durch Großbritannien an. Rösel benennt drei Geburtsfehler bzw. Ungleichgewichte, die den jungen pakistanischen Staat belasten. Erstens die Ungleichheiten zwischen der Macht- und Bevölkerungsverteilung, die 55 Prozent der Pakistanis in Ostpakistan nur einen geringen Einfluss zugesteht. Zweitens die Vorherrschaft einer relativ kleinen Elite von muslimischen Flüchtlingen aus Indien und drittens die Dominanz der Bevölkerung des Punjab

gegenüber den anderen Provinzen, insbesondere auch im Militär.

Die Transformation in einen Militärstaat beginnt für Rösel 1963 unter Ayub Khan. Sie zeigt sich beispielsweise in der strategischen Position der neuen Hauptstadt Islamabad, im Hinblick auf Afghanistan und Kaschmir und im Bedeutungszuwachs des „Milbus“, des Military Business. Dieser resultiere aus der Verantwortung, welche die Regierungen für das wirtschaftliche Wohlergehen aller ehemaligen und aktuellen Mitglieder der Streitkräfte übernahm. Das Militär erhielt von Ayub Khan große Anteile an Grund und Boden und verwaltete diese nach quasi-feudalen Methoden. Außerdem war es der größte Profiteur der (vom Westen geforderten) Privatisierungswelle in den 1970er Jahren.

Die dritte Phase, der Krisenstaat, beginnt Ende der 1980er Jahre mit der Demokratisierung Pakistans. Anhaltende Machtkämpfe zwischen Parteien, Familien und Institutionen sowie der stärker werdende Fundamentalismus und das Lavieren im Kampf gegen den Terrorismus führten zu einer andauernden Instabilität Pakistans. Das abschließende Kapitel des Buches beschäftigt sich mit den aktuellsten Entwicklungen in Pakistan. Rösel geht auf den Konflikt zwischen Regierung und Verfassungsgericht genauso ein wie auf die Monsunkatastrophe 2010 und die zunehmende Talibanisierung und damit einhergehend den Kontrollverlust der Zentralregierung über Teile des pakistanischen Territoriums, insbesondere in Waziristan und dem Swat-Tal.

Das gesamte Narrativ, das Rösel vor dem Leser entfaltet, ist in sich sehr schlüssig und überzeugend aufgebaut. Es liefert eine chronologische Analyse der Entwicklung Pakistans unter Einbeziehung innen- sowie außenpolitischer Faktoren und geht auch immer wieder auf die Wurzeln in der britischen Kolonialzeit ein. Es gelingt ihm, die Komplexität der Akteurskonstellation darzustellen und die (teilweise selbst verschul-